

## VERFOLGT

von Anil K. Jain (ca. 1992)

Langsam steige ich die Treppe hinab in den U-Bahnschacht. Kalte Luft weht mir entgegen, wirbelt meine Haare durcheinander. Die Rolltreppe neben mir verschwindet im Boden und entlädt ihre Fracht in die neonbeleuchteten Labyrinth: verbrauchte, abgestandene Luft, ein Hauch von Fast-Food. Ich krame nach Kleingeld. Der Fahrkartenautomat spuckt die Karte aus. Noch eine Stockwerk hinunter. Ich warte am Bahnsteig. Da stehen sie, die Frauen mit den Plastiktüten, angefüllt mit Kaufhausglück. Außer ihnen noch eine Gruppe Teenager, ein Büroangestellter - so sieht er zumindest aus - und ein Mann im Lodenmantel. Sonst niemand mehr, der mit mir auf den Zug wartet.

Schon bald höre ich die Bremsen der U-Bahn in der Kurve schreien, schrill und durchdringend. Die Türe öffnet sich. Ich betrete das voll besetzte Abteil zusammen mit dem Mann im Lodenmantel. Dann setzen wir uns in Bewegung. Ich fühle die Beschleunigung, habe Mühe das Gleichgewicht zu halten. Die Plakate an den Wänden der Station rasen am Fenster vorbei. Im Abteil herrscht Enge. Ich stehe neben der Türe, betrachte den U-Bahn-Plan und zähle die Stationen, die ich noch zu fahren habe. Dann lausche ich ein wenig dem Gespräch zweier Frauen, die sich über ihre Männer unterhalten. Der Zug hält. Leute steigen aus, steigen ein. Es geht weiter. Ich lausche wieder dem Gespräch der... Wir halten. Leute steigen aus, steigen ein. Es geht weiter. Ich lausche immer noch... Die Türe ist schon halb geschlossen. Halt! Ich setze meinen Fuß dazwischen und stürze hinaus. Noch jemand verläßt nach mir das Abteil. Ich sehe mich in der Station um und bemerke, daß ich zu früh ausgestiegen bin. Jetzt muß ich auf die nächste U-Bahn warten. Zum Glück kommt sie bereits nach kurzer Zeit. Ich steige ein. Da ist wieder der Mann im Lodenmantel. Scheinbar war er es, der nach mir aus dem Zug gestiegen ist. Aber warum ist er jetzt wieder mit mir eingestiegen? Ist es Zufall oder verfolgt er mich?

Ich sehe ihn mir genauer an: er ist ungefähr vierzig und hat ein kantiges Gesicht. Seine Haare sind dunkelblond bis hellbraun und leicht gelockt. Auf seiner Nase sitzt eine kleine, runde Brille mit Metallrahmen und, wie es scheint, recht starken Gläsern. Unter seinem Mantel trägt er einen billigen, grauen Anzug. Er ist ein wenig kleiner als ich und macht einen eher unsympathischen Eindruck. Irgendwie bilde ich mir ein, ihn schon zuvor auf der Straße gesehen zu haben.

An der nächsten Station steige ich nicht aus, denn ich will sehen, ob er mir tatsächlich folgt. Ich fahre also noch eine Haltestelle weiter. Auch er verläßt den Zug. Mit einer Rolltreppe lasse ich mich eine Ebene hinauf befördern: dort wartet ein neues U-Bahngleis. Mein Verfolger läßt sich nicht abschütteln. Gemeinsam rasen wir unter dem Häusermeer der Stadt hinweg. Nach vier Stationen verlasse ich den Zug. Bedrückt gehe ich durch die Gänge, endlose Wege in angestaubter Sterilität. Da ist die Treppe hinaus ans Tageslicht. Ich krieche empor aus dem fahlen Grab. Ich sehe mich nicht um, aber ich spüre es: mein Verfolger sitzt mir im Nacken. Ich bin im Stadtzentrum gelandet. Um ihn abzuschütteln betrete ich ein Geschäft. Es ist ein Feinkostladen. Überall, wohin ich blicke, Hummer, Krebse, Schinken und Würste. Tote Fische

starren mich mit ihren weit aufgerissenen Augen an. Eine Schachtel Pralinen, antworte ich verlegen auf das fragende, aber nichts desto weniger stereotype Lächeln der Verkäuferin. Ich zahle und gehe wieder hinaus auf die Straße, wo der Mann im Lodenmantel bereits auf mich wartet. Er steht lässig an einen Betonpfeiler gelehnt. Es ist ihm scheinbar gleichgültig, daß ich ihn bemerkt habe. Ich gehe auf ihn zu, will ihn fragen: Was machen Sie hier? Warum verfolgen Sie mich? Doch dann wage ich es nicht ihn anzusprechen. Ich gehe nur ganz nahe an ihm vorbei, aber er tut so, als kenne er mich nicht, der Heuchler, der Lügner, die Hure!

Er soll mich nicht bekommen. Ich werde ihm entfliehen, ihn abhängen. Deshalb beginne ich zu laufen. Doch die Wälle der Menschen hindern mich. Ich schlage mich durch sie hindurch, die Hindernisse: Fort! Aus dem Weg! Ich renne über eine Straße. Bremsen quietschen. Ich bin erschrocken, bleibe stehen: wütendes Brüllen. Der Affe hinter dem Steuer gebärdet sich wie toll, ich lasse mich jedoch nicht aufhalten.

Ich laufe also weiter. Nach einer Weile blicke ich mich um: er ist noch hinter mir, aber mein Abstand zu ihm ist größer geworden. Da frage ich mich plötzlich, warum ich überhaupt fortlaufe. Denn was für einen Grund sollte jemand haben, mir zu folgen? Und schließlich: Was habe ich mir vorzuwerfen, weshalb bin ich so nervös? Ich habe doch ein reines Gewissen. Also verlangsame ich meine Schritte, bleibe stehen. Auch er bleibt stehen. Wahrscheinlich ein Wahnsinniger, denke ich. Ich beschließe ihn zu ignorieren. Er ist mir gleichgültig. Ich werde ihn hinnehmen wie die tägliche Nachricht über die fortschreitende Zerstörung der Umwelt. Gemächlich dahinschlendernd biege ich nach rechts, zurück in Richtung Stadtzentrum. Ich will zur U-Bahn und mit ihr endlich nach Hause fahren. Ich komme an vielen Geschäften und auch einigen Kaufhäusern vorbei. Gelegentlich bleibe ich stehen und betrachte die Auslagen. Nach einer Weile blicke ich mich wieder zurück, um zu sehen, ob er mir noch folgt, doch überrascht stelle ich fest, daß er verschwunden ist. Ich bin verblüfft, ja, erschrocken, daß ich ihn nicht mehr entdecken kann. Ich überlege, wohin er gegangen sein mag. Seltsam, daß er mir zuerst die ganze Zeit über gefolgt ist und nun so ohne weiteres aufgibt. Aber er kann noch nicht weit gekommen sein. Verzweifelt halte ich nach ihm Ausschau. Ich kehre sogar um, ihn zu suchen. Intuitiv beschließe ich eines der Kaufhäuser zu betreten.

Die warme Luft der Klimaanlage bläst mir ins Gesicht, als sich die gläserne Türe automatisch öffnet. Trotz Klimaanlage ist es drinnen jedoch unnatürlich heiß. Gleich vorne am Eingang stehen die Wühltische: Sonderangebot, verkünden die Schilder, deren grelle Farben sich in meine Netzhaut einbrennen. Ich fühle mich unwohl hier, will umkehren, doch da sehe ich, wie er gerade mit einer Rolltreppe nach oben fährt. Ich folge ihm mit raschen Schritten und dränge die Leute, die mir im Weg stehen, beiseite.

Mir ist schlecht. Die Luft taugt nicht zum Atmen und es riecht nach Konsum. Kaufen, was das Herz begehrt: Sportartikel, Lederwaren, Möbel, Schallplatten, Elektroartikel. Eigentlich bräuchte ich ein neues Hemd, doch unter den Sonderangeboten, die ich im Vorübergehen begutachte, scheint nichts geeignetes zu sein.

Verbrauchen, soviel man kann, das kurbelt die Wirtschaft an. Und in der Zooabteilung kann man sich sogar einen treuen Freund kaufen. Der macht sich besonders nett unterm Weihnachtsbaum und das herzige Lachen der kleinen Wohlstandsungeheuer wirkt doch so

nett auf den Fotos von der Wegwerfkamera. Mir kommt das Kotzen, denke ich an diese trostlose Familienidylle. Und immer klingelt die Kasse: süßer die Glocken nie klingeln. Denn eines steht fest: Geld macht nicht unglücklich, zumindest nicht die, die es besitzen. Und seitdem ich mir die Werbung im Fernsehen ansehe, weiß ich wenigstens immer was mir noch fehlt. Ich freue mich sogar schon auf meine dritten Zähne, damit ich endlich diese sagenhafte, neue Haftcreme verwenden kann. Aber ich habe immer noch keinen Mikrowellenherd und das stimmt mich doch bedenklich, denn vielleicht werden die Konsumterroristen deshalb einen Anschlag auf mich verüben, oder man wird mich als Wirtschaftssaboteur verhaften.

Immer weiter fahren wir nach oben. Eigentlich sollte ich mich hinunterstürzen, dann würden sie vielleicht einen Moment innehalten in ihrem Kaufwahn, der Neugierde halber. Aber letztendlich würde es nichts nützen und mein Tod wäre sinnlos. So lasse ich es bleiben.

Ich fühle, wie man mich anstarrt. Wahrscheinlich sehen es die Leute meinem Gesicht an, was ich denke. Er ist schuldig, so lautet das Urteil in ihren Köpfen. Am liebsten würde ich das Kaufhaus sofort verlassen. Warum mußte er ausgerechnet hier hineingehen, warum mußte er mir folgen und warum war ich so verrückt es ihm gleich zu tun, als er von mir abgelassen hatte? Doch wahrscheinlich war alles Berechnung. Er ist ein Sadist, will mich quälen. Ich sehe es vor mir, wie er sich insgeheim ins Fäustchen lacht. Doch ich werde nicht kapitulieren! Auch nicht vor diesen Warenbergen und Überwachungskameras. Ich werde ihnen ein Schnippchen schlagen. Heimlich stecke ich mir im Vorübergehen eine Tafel Schokolade ein. Das lasse ich mir nicht nehmen. Ich bin bereit alle Konsequenzen auf mich zu nehmen, werde alles aushalten: Folter, Todesstrafe. Mit einem Lächeln auf den Lippen werde ich meinem Henker entgegentreten und ihm ein Stück Schokolade anbieten.

Er betritt die Möbelabteilung. Will er sich neu einrichten? Hunderte von Glühbirnen verschwenden ihr Licht. Draußen ist Tag. Ich kann sie nicht ausstehen, diese Betonbunker, in die kein Lichtstrahl von außen dringt. Man möchte die Wände zertrümmern.

Er unterhält sich mit einer Verkäuferin. Die beiden scheinen sich zu kennen. Vertrautheit liegt in ihren Gebärden. Schließlich sehe ich sogar, wie sie sich küssen. Ich beginne mich wirklich für ihn zu interessieren, frage mich: Wo mag er wohnen? Was macht er? Wo arbeitet er? Ist er verheiratet? Was ist er für ein Mensch? Wie lebt er? Meine Entscheidung steht fest. Ich werde ihm bis nach Hause folgen.

Noch kurze Zeit unterhält er sich mit der Verkäuferin, dann küssen sie sich zum Abschied und er verläßt die Möbelabteilung. Wir fahren, ich hinter ihm, ein Stockwerk hinunter. Dort bleibt er eine Weile unschlüssig stehen und begibt sich dann zu einer als Notausgang gekennzeichneten Tür. Ich gehe ihm nach und sehe, daß er jetzt eine Mitarbeitertoilette betritt. In einem Anflug von Dreistigkeit folge ich ihm sogar dorthin. Ich stelle mich neben ihn ans Pissoir, doch er scheint meine Anwesenheit zu ignorieren und blickt nicht einmal zu mir hinüber. Jetzt bin ich mir hundertprozentig sicher, daß er mir nur zufällig gefolgt ist. Die Tatsache hingegen, daß ich ihm nun folge, ohne daß er davon weiß, stimmt mich zufrieden. Es gibt mir ihm gegenüber ein Gefühl der Überlegenheit, der Macht.

Nachdem er die Toilette verlassen hat, fährt er hinunter ins Erdgeschoß und kauft sich eine Schachtel Zigaretten. Insgeheim freue ich mich. Ich beobachte ihn erst so kurz und weiß doch

schon eine Menge über ihn: er ist Raucher und hat ein Verhältnis mit einer Verkäuferin. Vielleicht sind die beiden auch verheiratet, aber ich hatte eher nicht den Eindruck. In meinem Innern habe ich mir bereits ein sehr genaues Bild von seinem Leben zurechtgelegt. So glaube ich zum Beispiel, daß er gerne Schlager hört. Das würde zu ihm passen, finde ich. So wunderbar klischeehaft, sich im Liebesnest mit seiner Freundin herumzuwälzen, eingelüllt in süßlich tiefende Schnulzenmusik.

Wir gehen wieder zur U-Bahn, fahren aber nur eine Station. Nach einem kuzen Stück zu Fuß betritt er eine Spielhalle. Tausend bunte Lichter blitzen mir entgegen. Das Glücksrad dreht sich. Die synthetisch aufdringlichen Töne der Spielautomaten schrecken mich ab. Ich fühle mich sonderbar fremd in dieser Umgebung. Es ist das erte Mal, daß ich eine Spielhalle betrete. Da stehen sie, die Münzen in der Hand. Gierig warten schon die Maschinen, sie zu verschlingen. Spielhalle, das klingt so vertrauenerweckend nach »Blinde Kuh« und »Mensch, ärgere dich nicht«. Doch so ist es nicht. Da locken die Gewinne: zehn Mark, hundert Mark, tausend Mark. Wir wollen es haben! Mehr, mehr, mehr! Es lacht das Risiko und der Zufall wirtschaftet dem Rattenfänger in die Tasche.

Er steht auch an einer der Glücksmaschinen. Routiniert wirft er das Kleingeld in den Schlitz. Armer Kerl, denke ich, da ist es dahin, dein Geld. Aber schon spuckt es der Automat aus: es klimmpert, es klirrt. Das Sparschwein wird entleert. Nun bekomme auch ich Lust, wenn das so einfach ist.

Ich gehe zu einem der Spielautomaten. Wie sanft das Geld hinunterfällt. Die Scheiben drehen sich. Die Zeichen wirbeln durcheinander. Da, sie bleiben stehen: verloren! Enttäuscht blicke ich mich um: Wie mag es ihm ergangen sein? Doch er ist nicht mehr da. Offensichtlich ist er nicht der Spielsucht verfallen, denn wie könnte er sonst seine Glückssträhne so ungenutzt vorüberziehen lassen? Draußen sehe ich ihn an einer Bushaltestelle warten. Zum Glück! Wenigstens ihn habe ich nicht verloren.

Der Bus fährt in Richtung Stadtrand. Er ist vorne eingestiegen, ich sitze hinten. Die trostlosen Steinhäufen der Betonwüsten türmen sich nach einer längeren Fahrtzeit rechts und links neben der Straße auf. Eine Haltestelle kommt. Ich steige nach ihm aus. Langsam geht er auf einen der riesigen Wohnblocks zu. Ich stelle mir vor, wie es ist hier zu wohnen: immer der selbe, abgestandene Ausblick auf die verbaute Landschaft. Und in ihren Wohnzellen hausen sie: Arbeiter, Angestellte. Trautes Heim, der billige Goldlack blättert schon von den Käfigwänden. In den Wohnzimmern herrscht gemütliche Spießigkeit.

Er öffnet die Eingangstüre aus Sicherheitsglas und wird vom dunklen Gang verschluckt. Ich überlege, ob ich versuchen soll herauszubekommen, wo er wohnt. Wahllos drücke ich auf einen Klingelknopf. Eine Stimme fragt: »Wer ist da?«. Ich antworte: »Ich wohne ein Stockwerk über ihnen und habe meinen Torschlüssel vergessen. Können Sie mir aufmachen?«. Der Summer ertönt und ich trete ein.

Drinne ist es noch dunkler, als es von außen den Anschein hatte. Ich drücke den Lichtschalter, aber nichts passiert. Wahrscheinlich ist die Lampe kaputt. Doch selbst wenn ich etwas sehen könnte, wüßte ich ja noch immer nicht in welchem Stockwerk seine Wohnung liegt. Auf gut Glück läute ich an einer Wohnungstüre und gebe mich als Polizisten aus. Als Dienstaussweis

dient mir meine Kreditkarte. Aber ich habe keinen Erfolg mit meiner Beschreibung. Niemand scheint ihn zu kennen, obwohl ich es noch an mehreren Türen versuche. Erfreulicherweise kommt keiner auf die Idee sich meine Plastikkarte genauer anzusehen. Wie leichtgläubig die Leute doch sind!

Ich gehe zum Fahrstuhl. Ein Schild mit der Aufschrift »Außer Betrieb« läßt mich insgeheim zu fluchen beginnen. Hoffentlich ist wenigstens das Treppenhaus nicht einsturzgefährdet! Etwas erschöpft läute ich schließlich an einer Türe im dritten oder vierten Stock. Eine Frau öffnet. Ich beschreibe ihr und sie sagt, es müsse sich um ihren Nachbarn handeln, der zwei Türen weiter wohnt. Sie will mir noch erzählen, daß er ihr schon immer verdächtig vorgekommen ist, aber ich wehre ab. Höflich aber bestimmt verabschiede ich mich. Dann begeben wir uns zu der besagten Wohnungstüre.

Hier ist es also, wenn die Frau recht hatte. Das wäre schon ein ziemliches Glück, denke ich mir. Ob ich wohl läuten soll? Aber nein, das wäre unsinnig. Was sollte ich sagen, wenn er mir tatsächlich aufmachte. Stattdessen lege ich mein Ohr an die Türe und horche. Vielleicht kann ich so meine Neugierde befriedigen, denn Wände und Türen sind von billigster Bauart und deshalb dünn und durchlässig für allerlei Geräusche.

Ich kann ein Gespräch zwischen einer Frau und einem Mann belauschen. Ich bin mir aber nicht sicher, ob er es ist, den ich reden höre:

»Wo warst du so lange?«, will sie von ihm wissen.

Er entgegnet ihr: »Was geht dich das an?«

»Was mich das angeht? Schließlich bin ich deine Frau.«

»Ja, du bist meine Frau, aber ich muß verrückt gewesen sein, als ich dich geheiratet habe. Schau dich doch an: fett und häßlich bist du. Und dann deine ständigen Unterstellungen und Nörgeleien. Wenn das so weitergeht, lasse ich mich scheiden.«

»Das kannst du, mich beschimpfen. Aber ich lasse mir das nicht mehr gefallen. Wenn du dich scheiden lassen willst, dann bitte! Ich verlasse dich so oder so.«

»Geh nur, wenn es dich glücklich macht!«

Ich höre Schritte auf der Treppe und jemand betritt den Gang. Eine Frau, die mit Einkaufstaschen beladen ist, sieht mich entrüstet an: »Was tun Sie denn da? Das ist ja unerhört, andere Leute so zu belauschen!«

Ich bin ertappt, doch dann fasse ich mich wieder. Was kümmert es die Alte, wenn ich an der Türe horche? Drinnen wird der Streit immer heftiger.

»Also sowas! Gibt noch nicht einmal eine Antwort.«, höre ich die Frau mit den Einkaufstaschen schimpfen, während sie zu ihrer Türe geht und aufsperrt. Dann verschwindet sie endlich in ihrer Wohnung.

Jetzt dringen Schlaggeräusche nach außen. Ihre Schreie erwecken mein Mitleid. Ich lausche weiter:

»Im Schlagen warst du schon immer groß, aber sonst bist du ein Versager, nicht einmal im Bett bringst du's mehr«; sagt sie mit weinerlicher Stimme. »Aber ich weiß schon warum das so ist. Daran ist deine kleine Hure von Verkäuferin schuld. Oder hast du gedacht, daß ich das nicht weiß?«

»Ist mir egal, ob du es weißt oder nicht. Du würdest jedenfalls nicht einmal mehr einen Liebhaber finden, wenn du einen wolltest. Wer nimmt schon soetwas wie dich? Sei also froh, daß ich heute gut aufgelegt bin.«

»Nimm deine dreckigen Finger weg! Das geilt dich wohl auf, wenn du mich schlägst?«

»Du sollstet lieber froh sein, daß ich...«

»Ich rufe die Polizei, wenn du nicht aufhörst. Paß auf, ich wehre mich!«

Ich höre ihn aufschreien.

»Na warte, das wirst du bereuen!«

Wieder sind heftige Schlaggeräusche zu hören. Ein paar Mal schreit sie noch durchdringend, dann ist es plötzlich ganz still in der Wohnung. Ich ahne, was geschehen ist. Soll ich einschreiten? Soll ich die Türe eintreten und nachsehen, was passiert ist, die Polizei, den Krankenwagen alarmieren? Aber wie würde ich mein Wissen, meine Anwesenheit erklären? Ich will keine lästigen Fragen beantworten müssen, will endlich nach Hause. Und wer weiß: vielleicht ist auch gar nichts geschehen, vielleicht haben sie sich auch wieder vertragen und deshalb ist es so ruhig.

Ich beschließe also zu gehen und steige die steinernen Stufen hinab. Meine Schritte hallen von den Wänden des Treppenhauses wider. Es riecht nach Putzmitteln und verblaßter Zitronenfrische, durchmischt mit dem Mief der abgestandenen Luft. Automatisch finden meine Füße den Weg nach unten. Plötzlich ruft jemand von oben meinen Namen herab. Ich bin überrascht, erschreckt, bleibe verwundert stehen: Wer kennt mich hier?

Die Worte treffen mich wie Peitschenhiebe. Die Schallwellen hüllen mich ein. Ich kann ihnen nicht entrinnen: »Warum laufen Sie denn davon? Kommen Sie, Kommen Sie doch! Nur keine Angst. Meine Frau hat einen Kaffee für Sie aufgesetzt.«, tönt es hinab. Eindringlich und befehlend wirkt die Stimme. Die selbe Stimme, die aus der Wohnung kam. Ich werde von ihr abgestoßen, beginne hastig nach unten zu stürzen.

Ein höhnisches Lachen begleitet meine Flucht. Ich renne die letzten Stufen hinab zum Ausgang, will die Türe aufstoßen. Aber es gelingt mir nicht sie zu öffnen. Ich hole schon aus, das Glas zu zertrümmern, als ich das Schild lese: »Bitte ziehen«.

Auf dem Weg nach Hause mache ich mir Vorwürfe: Ich hätte nicht so lange wegbleiben sollen, habe mich verspätet. Man macht sich bestimmt schon Sorgen um mich.

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: <http://www.power-xs.net/jain>.  
Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!